

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 5

Artikel: Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 1. Dezember 1934

Heft 5

Heimatsriede.

Kennt Ihr mein Dorf im stillen Grund?
Der Friede ist sein Glück und Teil;
Der Abendruf aus Glockenmund
Macht es von Tages Unruh heil.

Der Dengelhammer singt es wach,
Wenn früh das Morgenrot verglüht,
Die Schwalbe zwitschert unterm Dach,
Im Fensterbrett die Nelke blüht.

Der Arbeit Heiltum bannt die Not,
Der Pflug geht schweigsam seine Bahn;
Auf schmalen Zelgen reift das Brot,
Der Rebe Grün steigt hügelan.

Sahst ihr mein Dorf im Blütenschnee?
Der Wandrer grüßt's und schreitet zu.
Tut ihm wohl nicht ein Sehnen weh
Nach Brunnenfang und Heimatruh?

Alfred Suggenberger.

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Es war höchste Zeit, daß der Feierabend nahte. Er schraubte die Laterne herunter, blies sie aus und legte sich zum Schlafen hin.

Was war nur mit dem Nero gewesen, daß er nicht stillstehen wollte?

Merkwürdig! Schon manche Nacht hatte er jetzt im Girenmoos verbracht, aber noch nie etwas gesehen.

Freilich, gehört hatte er allerlei.

Manchmal in der Nacht, wenn er im schönsten Schlafen lag, schreckte er auf. Es war ihm, als hätte jemand an der Decke gezupft. Aber wie er sich aufrichtete, war der Spuk vorüber; er lauschte lange, umsonst. In letzter Zeit nun beunruhigte ihn eine seltsame Erscheinung. Es war, als schnürte ihm jemand die Kehle zu, und wenn er versuchte, die Finger zu bewegen, waren sie wie gelähmt. Er vermochte auch kein Wein

mehr zu heben. Eine mächtige Angst kam über ihn. Er stieß einen Schrei aus, daß die ganze Hütte davon erfüllt war. Dabei war er vollends wach geworden, und er sann darüber nach, was es gewesen sein könnte.

Der Fockli-Peter!?

Was der auf einmal von ihm wollte, nachdem er ihn so lange in Ruhe gelassen?

Am End war er es doch nicht. Es war kein Rettengerassel gewesen. Ja, nun wußte er ganz genau, wie es ihm vorgekommen war. Hatte sich die Türe nicht geöffnet? Dann war etwas Schwarzes auf ihn zugekommen.

Das Doggeli!

Das Doggeli hatte es auf ihn abgesehen. Bei den Füßen hatte es angefangen, dann war es langsam seinen Weinen nach hinaufgekrochen, er spürte etwas wie ein zottiges Fell. Dann

hatte es ihm nach dem Halse gelangt und versucht, ihn zu erwürgen. Ah! Ein Schrei! Und alsobald war es plump wie ein Sack auf den Boden gefallen. Wie ein großes, zottiges Tier war's gewesen, so wie ein Hund.

Wie er diesem ungemütlichen Störefried auf den Leib rücken könnte? Er suchte nach mancherlei Mittel und Wegen.

Eines Morgens, da er auf keinem Hofe etwas zu tun hatte, blieb er zu Hause. Er ging in den nahen Wald und sammelte etwas Holz. Im kleinen Schopf, der neben der Tenne gelegen war, schwang er sein Beil und hämmerte. Er fabrizierte kleine Naturkreuze, für jeden Raum im Girenmoos eines, und als er fertig war, brachte er sie in verborgenen Winkeln an, im Tenn, im Stall, in der Stube, in der Kammer, sogar im Gang und im Keller.

In der folgenden Nacht lauschte er wieder. Er zwang sich, bis über Mitternacht wach zu bleiben. Das Doggeli kam nicht mehr. Es fürchtete sich wohl vor den Kreuzen, wie der Fockli-Peter, der sich nicht rührte.

Der alte Chueri kannte sich nun schon gut aus in Oberwiesen. Es war kein Haus, in das er nicht schon getreten wäre. Man hatte ihn zu irgendeiner Handreichung gerufen, oder er war selber hingegangen und hatte im Auftrag eines Bauern einen Bericht abgegeben. Aber nirgends fühlte er sich recht behaglich. Es dünkte ihn, die Leute wichen vor ihm zurück, und mehr als einmal war ihm begegnet — er hatte es genau beobachtet — daß ein Oberwiesener einen andern Weg einschlug, wenn er ihn kommen sah.

Was war das?

Was hatte er an sich?

Er tat doch niemandem etwas zu leide.

Wenn er erst wußte, was man von ihm in der Gemeinde redete!

Es war eine ausgemachte Sache, daß er mit dem Teufel im Bunde stand. Nicht umsonst hatte Böbelis Nero vor dem Girenmoos nicht stehen bleiben wollen. Nun steckte der Alte mit dem Fockli-Peter unter einer Decke. Weiß der Ruckuck, was die noch miteinander ausheckten!

Einmal wollte des Schuppenhansen Döde gesehen haben, wie ein gar seltsames Räuchlein aufgestiegen aus dem Dache des Girenmoos. Es war „unter Licht“ gewesen. Zuerst habe es die Form eines Kreuzes gehabt, dann sei es immer größer geworden und habe das Bild eines Schwertes angenommen, mit Schneide und

Handgriff. Ein Fünklein habe gezüngelt daraus. Das Schwert wurde zu einem Tier, sie wisse nicht, ob's ein Stier oder ein Drache gewesen, und handfehrum sei alles zerronnen zu einer gespenstigen Wolke, die Oberwiesen zu geflogen.

„Das ist kein gutes Zeichen!“ behauptete die Döde, fuchtelte mit ihren Händen und warnte vor dem Girenmoos.

In diesem Tone war vom unheimlichen Girenmooser auf der „Weid“, auf der „Haslen“, im „Bifang“, im „Belgli“ die Rede, und da, wo man sich schüchtern zu wehren suchte für den ungefährlichen Alten: im Sattel, im Segel und Ralchbühl war den Leuten doch nicht ganz wohl bei der Sache. Der Gockler-Ruedi schimpfte lauter als je.

Diese Stimmung in Oberwiesen wirkte sich für den Alten immer bedenklicher aus. Wenn er sich auch alle Mühe gab, hatten die Leute doch mancherlei an ihm auszusetzen. Auf einmal sahen sie Dinge, die ihnen unter andern Umständen nie aufgefallen wären. Da Chueri seine besondere Art zu arbeiten hatte, witterten sie hinter jeder ihnen unvertrauten Bewegung eine geheime und teuflische Beschwörung. Man tuschelte hinter seinem Rücken, und am Abend, wenn Chueri nach Hause ging, sagte man ihm, man werde der Arbeit nun Meister und könne es wieder allein machen.

Bei solchen Eröffnungen zuckte Chueri zusammen, murmelte etwas vor sich hin und steckte das bescheidene Löhnlein ein.

Einmal, als er an Chlefels Statt die Gubel-Milch in die Sennhütte trug, schoben ihn die Bauern und Knechte, einer nach dem andern, auf die Seite. Er mußte warten, bis er zuletzt an die Reihe kam. Wie er sich wehren wollte, gab's ein Knurren und Murren um ihn herum. Er leerte seine Milch in den Waagkessel, der Senn ging daran, etlichen Frauen und Mädchen ihr übliches Maß daraus in ihre Krüge zu schöpfen. Da wandten sie sich von ihm ab, und die Döde sagte so laut, daß es Chueri hören mußte: „Ich will keine Milch, die der Girenmooser gemolken.“

Auch ein paar andere Weiber kehrten ihm den Rücken.

Chueri aber maß sie mit einem ungemütlichen Blick. „Es werden schon Zeiten kommen, da ihr nur zu gern ein gutes Wörtlein hättet von mir,“ bemerkte er bissig, lächelte verschmigt auf seinen Stoßzähnen und stapfte dem Gubel zu.

Die Weiber redeten noch lange miteinander vor der Sennhütte. Was hatte er gemeint? Sie begannen sich zu fürchten und ergingen sich in den ungeheuerlichsten Vermutungen. Des Schuppenhansen Döde nahm den Mund am vollsten. Sie schwor, der Chueri werde Oberwiesen noch ein trauriges Ende bereiten. Es gelte, mehr als je auf Feuer und Licht aufzupassen.

Nun tobten die Herbststürme über das Land. Es rauschte mächtig in den Wäldern. Regen und Schnee wurden wie mit Geißeln an die Fenster der Bauernhäuser gepeitscht. Der Wind fauchte ungemütlich in den Kaminen. Manchmal auch lag ein undurchdringlicher Nebel über den Wiesen. Es war dunkel in den Stuben und Kammern. Wer eine feinere Arbeit verrichten wollte, mußte mitten am Tage das Licht anzünden. Und unversehens begann der Nebel zu nehen. Wer im Freien zu tun hatte, ward bald bis auf die Haut durchweicht. Nun bildeten sich feine Fäden, der Regen fiel in Strömen. Er wurde mit Flocken durchmischt, die Flocken wurden Herr, und nun schneite es und wirbelte und stob und stäubte durcheinander, daß kein Zweifel mehr bestand: der Winter wollte Einzug halten.

Chueri blieb daheim. Niemand brauchte ihn. Oder wollte man ihn nicht?

Trübselig saß er in seinem Stübchen und heizte den Ofen. Rechtzeitig hatte er für genügend Holz gesorgt. An freien Tagen war er durch den Wald gestrichen und hatte Bündel um Bündel bereit gelegt. Die Reissigwellen brannten gut. Sie knisterten gemütlich hinter den grauen Rachen. Wenn freilich einmal ein unverhoffter Windstoß kam, wurden ein dichter Qualm und züngelnde Flämmchen aus der lotterigen Ofentüre herausgejagt, daß Chueri mit allen Mitteln verhüten mußte, daß die Feuerlein Unheil stifteten. Der dunkle Rauch setzte sich ihm in den Hals, er drang in alle Winkel der Stube bis hinauf in die Kammer. Chueri mußte husten und hatte Mühe, zu Atem zu kommen. Beim Strahl, das konnte unheimlich werden, wenn ein strenger Winter im Anzug war!

Es brachen die langen Abende an, und er war allein. Für Augenblicke nagte die Versuchung in ihm: sollte er nicht doch daran denken, in irgend einem Hofe, bei irgend einem Bauer unterzukommen? Aber dann rieselte ihm ein Schauer über den Rücken: nein, und tausendmal nein! Er hatte jetzt schon genug von den Oberwiesern, von allen!

Auf dem Gubel, bei Böbelis, würd er's noch am ehesten aushalten. Aber da war der Chlesel, der ihn nie in Ruhe ließ. Der stüpfte und neckte ihn und machte ihm das Leben so lange sauer, bis er sich wehren oder davongehen mußte.

Sollte er's nicht auch so noch wagen?

Was war das für ein Leben, allein im Girenmoos. Mit keinem Hund, mit keiner Kage!

Nur mit dem Fockli-Peter, falls er sich wieder bemerkbar machen sollte!

Dummes Zeug!

Und doch, er sah keinen andern Ausweg: er mußte bleiben! Mitte November! Die Wolken hingen tief herunter; sie raubten ihm alle Sicht. Die Berge, die ihn einstmals so gelockt, waren verhüllt. Man sah nicht einmal den nächsten Wald. Ein paar Schritte, und die undurchdringliche, graue, schwarze, langweilige Welt stierte ihn an und öffnete ihren unheimlichen Rachen.

Nur selten einmal deckte der Himmel ab. In kalten Nächten, wenn die eisige Luft durch alle Ritzen wie mit Messern schnitt. Dann glitzerten die Sterne am Himmel, die Tannen standen steif, und der Schnee knisterte unter den Füßen.

Dann und wann winkte auch ein Lichtlein aus dem Dorf ins Girenmoos. Und Chueri malte sich aus, wie es in den Oberwieser Stuben aussah. O, es brauchte keine große Phantasie, um sich ein Bild zu machen! Er hatte manches gesehen im Herbst, viel zu viel!

Es war kein Dach, unter dem sich nicht irgend eine Sorge oder ein Unfrieden eingenistet hatte. Auf der Weid lag der alte Möckli im Sterben. Er hatte seine Achtzig hinter sich und im Leben nie viel Schönes gehabt. Und die Jungen und Jüngsten warteten darauf, daß er die Augen schloß und sie das Ruder in die Hände nehmen könnten. Der übermütige Hans, der „Großhans“, wie er ringsum in Oberwiesen hieß, wird schon dafür sorgen, daß das gute Häuflein Gölten und Dublonen, die er erbt, fleißig unter die Leute kommt. O, das muß ein trauriges Sterben sein. Denn der Möckli weiß, wie es sein Bub im Sinn hat!

Im Bifang zankten sie den lieben langen Tag. Der Böllen-Mecheli gönnt seiner Frau kein gutes Wort und kein Freudlein. Er ist vom Geizteufel besessen und spaltet den Rappen. Vom Sonnenaufgang bis zum Untergang studiert er, wie man's billiger machen und wo man ein Fränklein ergattern könnte. Bockt seine Frau am Sonntag einmal einen Kuchen, weil Besuch kommt, heißt's: Die hätten auch zu Hause blei-

ben und zu ihrer Sache schauen können! Da lamentiert die Frau und schimpft, nein, so schlecht wie sie hab's doch niemand getroffen!

In der Haslen spielen sie viel Harmonium und singen fromme Lieder. In der Stube sitzen die Stündeler dicht gedrängt zusammen. Aber dann sollte man nicht wissen, daß der Bantli einem Verwandten so lange eine Ruh aufgeschwagt hat, bis er sie kaufte. Zu Hause merkte der Vetter bald, daß sie einen schweren Bresten hatte und gerade noch gut war in die Mehlg. Aber der Bantli singt mit dröhnender Stimme seine Lieder und würzt seine Rede mit feierlichen Psalmworten.

Auch dort im Zelgli, wo eben ein Licht angezündet worden ist, hapert's. Der Bodejosef, der schon in den Fünzigern ist, hat eine junge Frau genommen. Jetzt will er hüft und sie hott. Du mein Gott, ist das ein Fuhrwerken im Zelgli!

Im Rohrhof, da würd's ihm noch gefallen. Da gibt die Lina den Ton an. Sie kennt alle lustigen Lieder und Sprüche und jubiliert in der Küche und im Garten, auf der Weid und wenn sie den Schweinen das Futter bringt. Sie hat ein Paar rosenroter Wangen und Augen, die sich die Welt mit Verstand ansehen. Ihr Vater aber hinterfinnet sich schier. Er hat im Frühjahr für einen leichtsinnigen Bruder gebürgt, im Herbst mußte er zahlen, und somit war auf einen Schlag verloren, was er in zehn sauern Jahren erwerket hatte. Seine gute Frau sucht ihn über den Verlust hinweg zu heben, und wider ihr Herz richtet sie ihn jeden Tag auf, wenn schon der Kummer und die Enttäuschung sie nicht schlafen lassen. Die Lina singt, vielleicht wird auch ihr der Frohmuth noch vergehen.

Und der Böbeli im Gubel? Er prozeßiert. Er springt zu den Gerichten und regt sich auf. Bald hat er's mit dem Berner Ueli zu tun, dann mit dem Rikototsch, und wenn eine Verhandlung und ein Verfahren vorbei ist, kommt schon wieder ein anderes aufs Tapet. Jetzt behauptet er, der Chrusli im Dee habe übermarchet und er müsse ihn in die notariell festgelegten Grenzen zurücktreiben. Aufregungen, nichts als Aufregungen! Die arme Frau, sie hat schwer mitzutragen, und der Chlesel ist gereizt, weil er die Arbeit allein machen soll!

Der Pfifer Hannes im Stoc steckt bis über den Hals in den Schulden. Der Stucki hat ihm das Heimwesen viel zu teuer angehängt. Jetzt merkt er erst, daß er in der Patsche sitzt. Er muß mit Frau und Kindern das ganze Jahr schwit-

zen, bis er nur den Zins heraus hat, für ihn bleibt nichts mehr übrig, als im Sack die Faust zu machen und dann und wann eins zu fluchen und auf den Tisch zu schlagen. Er könnte freilich die Waffen strecken, aber verlumpen möchte man auch nicht gern. Schon, um den Kindern die Schande zu ersparen.

Das war Oberwiesen. Chueri wüßte noch manche Geschichte. Vom Färch, von der Lanne, von der Buchenegg, vom Hummel, vom Ghei. Überall mottet etwas, und man ist nie sicher, wo einmal die hellen Flammen aus der First schlagen.

Anfang Dezember. Es war wieder ein Tag, da einem jeder Hund leid tat, der sich nicht in ein Häuschen verkriechen konnte. Der Alte hatte in den Wald gehen wollen, um ein paar Reisswellen zu holen. Aber auch das war ihm zu viel. Er heizte seinen Ofen, als ob er Hegen verbrennen müßte. Als das Feuer so schön und heimelig hinter den Kacheln wogte und die Lannadeln knisterten, setzte er sich aufs Bänkchen und ward sich auf einmal bewußt, daß er einen ganzen Tag vor sich hatte. Und vielleicht wirbelte und toste auch morgen das Unwetter fort. Was sollte er anfangen? Das konnten lange Stunden werden, besonders, wenn es nie recht hell werden wollte, auch über die Mittagszeit nicht.

Da entsann er sich, daß er sein Häuschen noch nie nach verborgenen Winkeln und Schränken abgesucht hatte, und jetzt erinnerte er sich, daß ihm der Böbeli vom Gummer-Anneli viel Wissenswertes erzählt hatte. Das alte Weiblein muß Geld gehabt haben, munkelte man noch jetzt in Oberwiesen, und im Girenmoos lag vielleicht ein vergessener Schatz verborgen.

Aber, — warum hatten die Bauern selber nie darnach gesucht?

Das Männlein lächelte und rieb sich die Hände. Die Hasensfüße fürchteten sich vor den rassellenden Ketten des Fockli-Peter. Um nichts in der Welt wollten sie mit dem Geist des Frevlers zu tun bekommen!

Gleich machte sich Chueri ans Werk. Er ging ins Tenn, in den Stall. Er hob alle Deckel und Bretter auf und klopfte an allen Wänden. Wo er vermutete, hier könnten die Dublonen vergraben sein, half er mit seinem Beile nach und hämmerte unermüdlich drauflos. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne, und doch tanzten draußen die Flocken.

Seine Müh' war umsonst. Statt verborgener Schätze kamen Moder und Staub und Erde zum

Vorschein; da und dort begann es von wunderlichem Getier zu krabbeln, daß er alsobald das Brett und den Stein, den er gehoben, wieder fallen ließ und die unheimliche Stelle zudeckte.

Ob ihn die Oberwieser nur hatten aufs Glatt-eis führen wollen? Beim Strahl, sie wären's imstande, ihn an der Nase herumzuführen!

Chueri gab indes seine Bemühungen nicht auf. Er ging in die Wohnung zurück, hielt den rechten Zeigefinger an die Stirne und begann nachdenklich auf sie einzuhämmern. So mußten die guten Gedanken und Einfälle geweckt werden.

Und — gleich war schon einer da!

Stand nicht auf der Winde oben im dunkelsten Winkel eine Truhe, die er noch gar nie geöffnet? Da mußte er doch einmal nachsehen. In flinken Sätzen rannte er die Treppe hinauf, öffnete einen Laden, und ob auch der wilde Winter seinen Schnee hineintrieb, er mußte Licht haben, wenn er etwas finden wollte.

Ließ sich der Deckel wohl heben? Chueri griff an und riß und zwängte. Er tat keinen Wank. Wenn die Truhe verschlossen wäre, mit einem Schlüssel, den er nicht zur Hand hatte! Wirklich, da war ein Schloß. Der Riegel war geschoben, und er hatte sich gar fest in die gegenüberliegende Lücke verbissen.

Halt! So hilflos war Chueri nicht. Es fiel ihm plötzlich ein: unten in der Schlafkammer war ihm einmal ein massiver Schlüssel in die Hände gekommen. Er hatte nie erfahren, wo er hinpakte. Das Männlein sprang hinunter und war in ein paar Sätzen wieder da. Er führte den kunstvollen Bart des schweren Instrumentes ins Loch und drehte. Es gab ein knackendes Geräusch. Und noch einmal versuchte er den Deckel zu heben. Er kam ihm entgegen, Chueri wurde von einem Glücksgefühl überfallen, als ob er nur zuzugreifen brauchte, um den Stein der Weisen zu besitzen und den längst gesuchten Schatz des Gummer-Anneli sein eigen zu nennen.

Er schaute um sich. Er durfte versichert sein: Niemand hatte ihn gesehen. Ein paar Flocken wirbelten in die Truhe, aus der ein den Atem beklemmender, muffiger Geruch ihm entgegen schlug. Jahrzehnte lagen hier begraben, verloren und vergessen. Kein Mensch hatte sich mehr um sie gekümmert, seitdem der Fockli-Peter einen Stoch tiefer so übel gehaust und dem Gummer-Anneli mit mörderischer Hand das Lebenslicht ausgeblasen hatte.

Chueri fuhr mit beiden Händen hinein. Selt-

same Dinge kamen zum Vorschein; ein uralter Säbel mit einer goldenen Quaste, Epauletten, eine Militäruniform mit einem eingedrückten Tschako. Gewiß war das die Ausrüstung des Gummer-Kaspar gewesen, als er den Dienst noch mitgemacht.

Aber solches interessierte Chueri jetzt wenig. Er legte die Militärstücke beiseite und machte sich weiter ans Werk, nach den klingenden Schätzen zu suchen.

Wie? Da tauchte eine buntbemalte Schachtel auf, in der die Dublonen gut eingebettet liegen mußten. Chueri zog das schmucke Kästlein näher ans Licht und schüttelte es fest. Aber nichts flirrte. Eine Handvoll vergilbter Helgeln und Bettel lag schön beisammen. Erinnerungen an die heilige Taufe, ein Trauschein, unendlich fein herausziselirte Bildchen mit Sprüchen, blutenden Herzen und schalkhaften Amörchen, die einen Pfeil spannten, um ihn auf ein glückliches, junges Menschenkind loszuschellen.

Was sollte er mit diesem Krimskräms anfassen? Alle, die einst eine Freude daran gehabt, ruhten längst auf dem Friedhof von Oberwiesen. Aber fort mit ihm! Er warf das Päcklein beiseite.

Und weiter wühlte er gierig im Wust der Truhe. Jetzt stieß er auf einen dicken Pergamentband. Ein Buch!

Das interessierte ihn schon mehr!

Und von Hand geschrieben, mit zierlichen Buchstaben, sauber, liebevoll hingeseht.

Chronika von Oberwiesen, stand auf der ersten Seite mit kunstvoll hingemalten Buchstaben zu lesen.

Chueri blätterte darin. Er begegnete bekannten Geschlechtern und Namen von Höfen, die jetzt noch betrieben wurden. Baltisser — Bisang — Böbeli — „Als die Kirche abgebrunnen ist“ — „wie der Teufel im Lambel haufete!“ Da mußte er doch schnell etwas nachlesen. Er schloß den Deckel der Truhe und setzte sich darauf. Boß Element, wie kurzweilig war das! In Oberwiesen muß scheint's vor Zeiten manch unheiliges Räuchlein zum Himmel gestiegen sein. „Wie die Bauren im „Sternen“ einander die Köpfe zer-schlugen, und wie die Kilbi anno 1827 ein trauriges Ende nahm.“ „Schwören und liederlicher Lebenswandel.“

Eine scharfe Biße wehte Chueri eine ganze Ladung tanzender Flocken ins Gesicht. Es wurde kalt. Er begann zu frösteln. Wär's nicht gescheiter, sagte er sich, ich verzöge mich mit dieser

Chronika hinunter an den warmen Ofen? Noch manches alte Buch lag da. Alle wollte er lesen oder wenigstens die Nase hineinstecken. Er hatte ja Zeit, solange das Wetter so forttohte. Er schloß den Laden und stieg mit seinem Schatz zwei Treppen tiefer. Annelis Dublonen waren noch nicht ans Tageslicht gekommen. Aber vielleicht fand er den Weg auch zu ihnen.

Chueri war durch sein Buch gefesselt. Er lehnte den Rücken an die warmen Kacheln und vergaß sich vollends. Es war ein eigentümliches Stück Geschichte, diese Chronika von Oberwiesen. Wer mochte sie geschrieben haben? Einer, der gut auf der Feder war und den Leuten scharf auf den Zahn gefühlt hatte. Auch an Humor gebrach es ihm nicht, denn ab und zu bligten lustige Lichter auf, oder es fiel ein Fieb, der sein Ziel nicht verfehlte. „Ihr Oberwieser, glaubet, daß uff der wyten Landchart der Welt kein schöner und edeler Gemeinwesen noch ist getroffen worden. Aber lasset euch sagen, daß ich, so wit ich bin herumgekommen uff Gottes richem Erdboden, nirgendwo so viele Spitzbuben und Tausendsassa gefunden habe wie in der hochmollöblichen Gemarckung von Oberwiesen und der Enden. Da vermeinet einer, der schlauft zu syn und wüßse seinen lieben Nachburen über die Ohren zu hauwen. Aber der ander ist auch mit allen Wasserren gewaschen und mit allen Oelen gesalbet. Es ist ime wol Rund, wie er uskneifen soll und muß. Da leisten sich danne die Buren vill mutwilligen Schabernack und Streich', daß der Pfarrherr uff der Kanzel am Sonntag Arbeit genuog hat, denen Sakramentern die Köpf zu striglen und dafür ze sorgen, daß sie Bueß tun und erkennen, was für Erzschemle sie seyn!“

Chueris Mundwinkel begannen zu zucken. Laut heraus lachte er. Da hat einer die Oberwieser tüchtig ins Gebet genommen. All die Beobachtungen, die er schon gemacht, fand er auf diesen Blättern bestätigt. Wenn auch die Alten längst ins Grab gestiegen sind, unter den Jungen und Jüngsten ist keine neue Generation herangewachsen. Denn sie sind ihren Vorvätern treu geblieben in ihren Rücken und Tücken. Aber das dürft' ihnen bei Leibe niemand sagen. Denn sie bilden sich ein, hier oben ein besonders begnadeter Schlag zu sein. Und wollte ihnen ein Fremder in ihre Gemeindegeschäfte reden und einen ersprißlichen Weg zeigen, poß Wetter und

alle Hagel, die führen ihm schön übers Maul und erklärten ihm auf alle Weise und in den höchsten und tiefften Tönen, daß sie sich allzeit zu regieren wußten und niemanden brauchten, der sie lehrte, wie man eine Wasserleitung erstelle.

Chueri guckte wieder in sein Buch. Bei einer vergnüglichen Geschichte blieb er hängen: „Da haben sie einmalen mit Mörseren schüßsen wollen. Alle Jungen und Alten sind in Scharen uff die Allmeinde gelaufen und haben ihre Geschütz ufgepflanzt. Ein gar luter Bur, der im Sternen jeden Sonntag hinter seiner Maaß gefessen und schwarz uff wiß uff dem Tisch ausrechnete, daß der jüngst Tag mit Für und Schwefel bald werde anrücken, expliziert: der Find will unser Dorf überrumpeln. Er hocket im Lambelwäldlin. Aber wie sie dahinter wöllen, die Mörser zu laden, sind keine Kugeln da und auch kein Pulver. Der Kopf des Kommandanten wird rot alsam ein Kürbis, in welchem ein Viechtlin entbrennet ist, er fauchet und stampfet und lamentieret: Vim Donner! Ihr seid mir Führwerker. Marsch ins Pulvermagazin! Aber bis sie mit dem Wägelin daher rücketen, sprangen die jungen Lambel-Buaben herbi, wo Lunte gerochen, mit Huronengebrülle aus dem Wäldlin und haben die Oberwieser Schützen mit Schimpf und Schande verjagt. Die Mörser haben sie auf den Rücken genommen und sind jubilierend heimgeackelt. Sithar singen die Tamberler ein lustig Liedlin, sowie sie einen Oberwieser erlickten.

In Oberwiesen ist Schützenfest,

Zuhei.

Im Sternen trinken sie außs best,

Zuhei.

Der Win ist neu, der Win ist guet,

Sie haben alle mannlich Muet,

Für keinen Schutz zwar Pulver,

Für keinen Klapf zwar Blei,

O wei, o wei, o wei!

Der rabiate Kommandant war der Andreas Baltisser.“ Chueri Rindlisbacher schmalzte mit den Fingern. Ei, ei, das ist ein Baltisser gewesen, gewiß einer vom Hübli. Wenn sich Gelegenheit bot, wollte er doch den Oberwiesern das Liedlein vom Schützenfest wieder einmal anstimmen. Nie hatte er ein Wort davon gehört. Sie wußten, warum sie es gewaltsam untergehen ließen.

(Fortsetzung folgt.)